

Der Preis kann ihm nichts antun : zur diesjährigen Verleihung des Literatur-Nobel-Preises

Autor(en): **Zeltner, Gerda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **49 (1969-1970)**

Heft 9: **Marktwirtschaft heute**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-162359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kulturelle Umschau

DER PREIS KANN IHM NICHTS ANTUN

Zur diesjährigen Verleihung des Literatur-Nobel-Preises

Wie lange ist es her, seit wir Molloy begegneten, jenem Menschenwrack, das, mit einem Rad, dann mit Krücken und schliesslich auf dem Bauch kriechend, immer kürzere Wegstrecken hinter sich brachte – für nichts? «Roman» stand auf dem Umschlag, und das verhöhnnte so ziemlich alles, was bis anhin so geheissen hatte. «Molloy», «Malone meurt», «L'Innommable», dazwischen einmal «Godot», das war zu jener Zeit ein Skandal. Auch namhafte und sensible Kritiker haben, teils mit absurden Argumenten, von denen «bluff» noch das mildeste war, dagegen gewütet.

Heute sind viele von ihnen bekehrt. Und doch, fast möchte man, sie wären es nicht; fast möchte man, dass der Zorn dauerte. Denn er hatte in gewissem Sinne recht. Diese lallende Stimme, die in bohrender Monotonie immer das zu sagen versucht, was zu sagen nicht möglich ist, rührt an die niedrigsten, elendesten Möglichkeiten des Menschseins. Nie hat Verlorenheit in einer entleerten Welt so beklemmende Züge angenommen. Beckett sagt genau das, was wir nicht hören, nicht wahrhaben wollen und mit zahllosen Tricks ins Schweigen abschieben. Statt uns zu wehren, feiern wir ihn jetzt, und man kann sich fragen, ob dies nicht noch einmal ein Trick sei, um zu überhören, indem man mit Lorbeer kaschiert.

Es ist indessen nicht mehr zu ändern: der Skandal ist verbraucht; die befremdende Sprache ist – nicht zuletzt durch viele Imitationen – eingeübt; das Bestürzende ist

vertrauter geworden, der Ton fast eine Gewohnheit. Das heutige Bildungsbürgertum hat einen erschreckend grossen Magen. Beckett, der Aussenseiter, das nirgends einzureihende Phänomen, ist heute schon ein Klassiker. Ein Stück von ihm in den Spielplan aufzunehmen, ist so wenig originell wie ein Strindberg oder Pirandello. Überall wird er in die Diskussion geworfen; ein sicheres Image, besonders für die, welche ihn nie lasen, eine Autorität, auf die man sich berufen kann.

Eine Autorität auch, derer man so sicher ist, dass man sie für vieles zum Sündenbock machen kann. In weitesten Kreisen ist es heute verpönt, ein derart für alle sozialen Forderungen untaugliches Werk vorzuweisen. All das menschliche Strandgut in Becketts Welt hat längst nichts mehr mit dem durch eine Klasse verschuldeten Elend einer anderen Klasse zu tun. Es sind Figuren von jenseits jeder Klasse, von ausserhalb der Gesellschaft. Menschliche Not tout court, so allgemein und umfassend, «wie es ist», wenn man tief genug hineinblickt.

Man versteht, was die Engagierten so verstimmt: dass hier ein Werk ganz und gar unbürgerlich ist und doch für keinerlei antibürgerliche Sache ausgeschlachtet werden kann.

Dies alles aber ist schon seit Jahren so; der Nobelpreis ist schon lange fällig; er kann Beckett nichts mehr anhaben.

*

Und doch hat diese Ehrung etwas Erschreckendes. Nicht nur, indem sie uns vor Augen hält, dass dieses vagabundierende, widersprüchliche und hermetische Werk – von dem wir meinten, es entziehe sich allen Qualifikationen – schon so sehr profiliert und gesichert ist, dass es sich in einer Rangordnung einstufen lässt. Erschreckend ist auch die Vorstellung der öffentlichen Feier mit ihrem gesellschaftlichen Drum und Dran. Gerade zu diesem zurückhaltenden scheuen Autor will sie am wenigsten passen. Nie stellt er sich zur Schau, nie trägt er bei zur Interpretation seiner Arbeiten, nie lässt er sich bei Premieren seiner selbstinszenierten Stücke aus den Kulissen klatschen; immer taucht er unter, lässt sein privates Leben im Dunkel und gibt nur sein Werk her. Und auch dieses selbst ist das denkbar ungeeignetste. Man denke sich Molloy oder den Blumentopf torso von «L’Innommable», Winnie oder Krapp zu einer offiziellen Feier berufen. Gewiss, was sie treiben, erinnert nicht selten an ein Zeremonial – schäbig bei Krapp, tragikomisch bei Winnie –, stets aber vollzieht sich das in geradezu peinlicher Intimität.

Wir kommen also nicht darum herum. Gemessen an seiner Relevanz gehört Beckett der Preis schon seit Jahren; und doch steht alles, was breite Öffentlichkeit heisst, in krassem Missverhältnis gerade zu diesem Werk. Wie soll ein an die Klartexte und das Tempo der Massenmedien gewohntes Publikum sich durch diese Texte durchkämpfen, die sich mit Hypothesen und Gegenhypothesen voranschleppen und mit Aussagen, die sich ständig selber wieder aufheben, weil das, was zu sagen wäre, sich eben nicht sagen lässt? Es könnte wohl nur aufgrund von Missverständnissen geschehen.

In der Tat, wenn Godot ein Pseudonym für Gott meint, dann ist das etwas ganz anderes, hat naheliegende Bedeutung, denn wer von uns hätte nicht schon umsonst auf Gottes Hilfe gewartet? Oder Molloy ein endzeitlicher Odysseus? Das verleihe diesem auf den Hund gekommenen Vagabunden eine ganz andere Würde. Jedoch, gerade diese Würde – die Würde des Sym-

bolischen oder Mythischen – hat Beckett seinen Figuren mit unheimlicher Konsequenz versagt.

Die schwedische Akademie tat nichts, um solche Missverständnisse wegzuräumen; im Gegenteil. Beckett, sagte sie, erhalte den Preis für eine Dichtung, «die in neuen Formen des Romans und des Dramas aus der Verlassenheit des modernen Menschen ihre künstlerische Überhöhung erreicht». Fast möchte man sagen, ihr akademischer Jargon habe ihr einen Streich gespielt. Die «neuen Formen», denen der Preis gilt, bestehen nämlich zuallererst in dem skandalösen Umstand, dass sie nichts überhöhen. Dass sie dem ewigen Versuch der Kunst, die Welt bedeutsam zu machen, damit sie bewohnbar würde, direkt zuwiderlaufen. Man höre einmal zu, wie die Dialoge oder Monologe in Beckett-Stücken hinabsinken können zu törichtem Geschwätz, das schliesslich in einem blossen Wort-Lallen versiegt, und denke dabei noch an Überhöhung.

Jedoch, wir sagten es schon, die Akademie, welche diese Landstreicher, Mülleimerbewohner und senile Wracks ein wenig erheben wollte, steht nicht allein da. Viel Tinte ist, namentlich in nichtfranzösischen Gebieten, geflossen, um Becketts Figuren ins Symbolische zu interpretieren. Damit aber trifft man stets am Eigentlichen vorbei, verliert den Blick für das ganz Genaue, Konkrete seiner widersprüchlichen Aussagen. Becketts Texte bestehen aus paradoxen Notierungen einer Faktizität, die sehr weit innen im Irrationalen verborgen liegt. So entstehen Metaphern, die sich nicht auflösen lassen, weil sie nur das meinen, was sie sind. Wir haben es mit einer Parabeldichtung zu tun, an deren Anfang vor allem Kafka und Maeterlinck zu nennen wären und die Beckett in zunehmender Verknappung ihrem Ende entgegenschreibt.

Aus historischer Distanz wird es sich einmal genauer überblicken lassen. Einstweilen wuchern die Missverständnisse, und Beckett trägt nichts dazu bei, irgend etwas richtigzustellen. Im Gegenteil; man hat das Gefühl, sie helfen ihm, sich un-

sichtbar zu machen. Und so ist es wohl auch mit dem Preis. Beckett macht sich nicht die Mühe, ihm spektakulär abzulehnen, noch die, bei der Feier zuzugewesen. Anderswo, hinter dem Drum und Dran der Feierlichkeiten und dem Litera-

turbetrieb noch besser verborgen, arbeitet er weiter in seiner Einsamkeit, die er ihrerseits nie feierlich werden lässt: der Preis kann ihm nichts anhaben.

Gerda Zeltner

LITERATURPREISFRAGEN

Literaturpreise pflegen neuerdings in der Schweiz Wellen der Empörung zu werfen. Das haben vor drei Jahren die Zürcher erfahren, heute sind die Berner an der Reihe. Es ist, als ob helvetische Nüchternheit, gepaart mit APO-Kritiklust, sich gegen alles auflehne, was auch nur den Anschein der Feierlichkeit habe. Dabei kommen diesmal die Angriffe auf die Verantwortlichen in schöner Eintracht von links und von rechts zugleich. Da darf man sich vielleicht in Bern sagen, man sei, da man offenbar keiner Seite nach dem Munde rede, mit der Literaturförderung doch auf dem rechten Weg!

Der Hinweis auf ein paar Tatsachen und ein paar grundsätzliche Überlegungen sind auf jeden Fall noch heute am Platz.

Der Preis komme für Dürrenmatt «zu spät» und sei Beweis für die Langsamkeit und Phantasielosigkeit der Berner, das war, schon vor der Verleihung, der Tenor der Pressekommentare. Diese Kritik beruht auf der eigenartigen Annahme, dass Dürrenmatt in Bern bisher völlig übersehen worden sei. Immerhin hat er seit 1953 insgesamt sechs literarische Auszeichnungen von seinem Heimatkanton erhalten und sie auch angenommen. Dass diese Auszeichnungen mit lächerlich kleinen Summen verbunden waren, hat diejenigen, welche für die Literaturförderung verantwortlich sind, nicht weniger gestört als die Autoren. Deshalb hat die Literaturkommission in ihrer heutigen Zusammensetzung nach Plänen ihres Präsidenten Professor Paul Hofer eine neue Konzeption ausgearbeitet, in welcher die Verleihung eines «grossen Preises» nur den einen Pol darstellt. Nicht weniger Gewicht soll der (natürlich weniger spekta-

kulären) Förderung des literarischen Schaffens jüngerer und noch nicht arrivierter Autoren durch Stipendien und eventuell durch Werkpublikation zukommen. Nun die neue Form da ist, wünscht man offenbar die alte, seinerzeit heftig kritisierte Schablone zurück!

Oder hatte man stillschweigend vorausgesetzt, dass man einen Dürrenmatt zum vornherein aus dem Kreis der Anwärter auf einen grossen Preis ausschliessen müsse – einfach weil er berühmt und reich ist? Kein Zweifel: der Staat Bern wäre noch härter getadelt worden, hätte er dergestalt seinen nicht immer botmässigen Sohn verleugnet!

Nicht aus der Welt zu schaffen ist bei alledem die grundsätzliche Fragwürdigkeit, dass ein Literaturpreis, dass jeder Preis, der nicht ein Stipendium ist, die Auszeichnung des Schriftstellers mit Geld koppelt. Geld ist gewissermassen die Sprache, in welcher wir unsere Bewunderung äussern, wir bedienen uns, wohl oder übel, des Jargons der Konsumgesellschaft. Zugegeben: eine arme Sprache. Aber lässt sie sich ersetzen? Orden sind uns lächerlich geworden, Auszeichnungen ohne Geldwert haben höchstens dann noch einen Sinn, wenn sie historisch abgestützt sind, sie sind nicht neu zu schaffen, schon gar nicht in der Provinz. Und da jedermann zwar vorgibt, das Geld zu verachten, aber jedermann es doch gern haben möchte, reagiert das Publikum – das sich dann Steuerzahler nennt – auf eine Preisverleihung weit empfindlicher und kritischer, als dies beispielsweise bei einem Ehrendoktorat je der Fall ist. Die Fragwürdigkeit wäre also nur durch einen radikalen Verzicht auf Literaturpreise aus